

Georg Breidenstein, Stefan Hirschauer,
Herbert Kalthoff, Boris Nieswand

Ethnografie

Die Praxis der Feldforschung

UVK Verlagsgesellschaft mbH · Konstanz
mit UVK/Lucius · München

soll wie aufgezeichnet werden? Charakteristisch für Ethnografien ist, dass sich diese Entscheidungen nicht zu Beginn einer Studie im Sinne eines detaillierten Forschungsplans treffen lassen, sondern dass sie während des Feldaufenthaltes getroffen werden müssen. Mit anderen Worten: Sinnvolle Beobachtungseinheiten, Informantenauswahl und Datentypen können nur zum Teil geplant werden und müssen in Anpassung an die Eigenschaften des Feldes erst herausgefunden werden. Dafür braucht es zunächst den Zugang, den das Feld gewährt (oder nicht), sowie Zeit, sich im Feld zu orientieren.

2.2 Der Zugang

Das Problem des Zugangs steht ganz im Vordergrund bei der Aushandlung im Vorfeld einer Untersuchung oder in den ersten Tagen des Feldaufenthalts. Ethnografen sind dann primär mit dem Zugang beschäftigt: mit Briefeschreiben, Telefonieren, Leute kennenlernen. Den Zugang zum Feld zu verschaffen, ist eine Anforderung, die den gesamten Forschungsprozess begleitet. Hierbei geht es um die Sicherung und Gestaltung eines sozialen Kontextes, in dem die Forschung überhaupt stattfinden kann. So ist die Frage des Feldzugangs eine Frage, wie der Beobachter, der »vom Standpunkt der Gruppe aus, welcher er sich nähert [...] ein Mensch ohne Geschichte« (Schütz 1972: 60) ist, in den Augen der Teilnehmer in dieser Anfangsphase der Forschung plausibel wird, d.h. an die institutionelle Geschichte oder den feldspezifischen Rahmen anknüpfen kann. Wie in der Kreditwirtschaft geht es um die Erzeugung von Kreditwürdigkeit sowie darum, einen Wechsel auf die Vertrauenswürdigkeit in die Zukunft zu ziehen.

Zunächst, bei der Kontaktaufnahme, ist Zugang zu bekommen eine Frage der Akzeptanz des Eintritts in ein Feld. Für die ethnologischen Forschungen klassischen Zuschnitts ist der Feldzugang mit weiten Reisen zum Feld verbunden. Aber der Zugang ist nicht bloß eine physische, er ist eine soziale Angelegenheit und als solche bildete er einen Moment in einem asymmetrischen Kulturkontakt, der sich in der Geschichte der Ethnologie lange im Kontext des Kolonialismus ereignete. Dabei stand eine Schriftkultur einer oralen Kultur gegenüber, die deren Textprodukte niemals lesen konnte.¹⁸ Im Gegensatz dazu wandte man sich in *soziologischen* Ethnografien schon früh auch Feldern zu, die von mächtigen Gruppen bewohnt sind, etwa von Naturwissenschaftlern, Unternehmensleitungen oder Chefärzten – Leuten also, die den Zugang zu ihren Bereichen sehr gut kontrollieren können und wollen. Ja, schwere

Erreichbarkeit gehört geradezu zum sozialen Status von Eliten und das Management ihrer Unzugänglichkeit zur Aufrechterhaltung dieses Status.

Organisationen verfügen über eine breite Palette von Praktiken, um sich neugierige Dritte vom Hals zu halten, um Informationen über sich selbst zu erzeugen, und deren Verwendung zu kontrollieren. Mitunter findet sich in Organisationen auch bereits sozialwissenschaftlich vorgebildetes Personal. Das kann zu freundlichem Entgegenkommen führen, aber auch zu einer hochkompetenten Abwehr von Zugangsversuchen – im Extremfall unter Hinweis darauf, dass die Forscher angeblich Forschungsstandards nicht gerecht würden. Als Standardrepertoire von Abwehrreaktionen listeten Thomas Lau und Stephan Wolff (1983) die Folgenden auf:

- *Hochzonen*: Das Ansinnen wird zunächst mal einer höheren Stelle mit Bitte um Prüfung vorlegt;
- *Nachfragen*: Man veranlasst die Forscher zu immer neuen Darstellungen ihres Forschungsziels und Vorgehens;
- *Abwarten*: Man lässt die Anfrage liegen, weil sich erfahrungsgemäß viele Anfragen von selbst erledigen;
- *Zuweisen*: Man akzeptiert die Forschung grundsätzlich, sieht aber Untersuchungsgelegenheiten und Datentypen vor, die ursprünglich nicht vorgesehen waren, aber vom Organisationsstandpunkt günstiger erscheinen;
- *Eingemeinden*: Man macht das Projekt zur eigenen Sache, versucht den Forscher mit einem indirekten Auftrag auszustatten oder ihn als Bündnispartner in organisationsinterne oder -externe Auseinandersetzungen einzubinden.

Diese Widerstände gegen das Beforscht-Werden sollten nicht verwundern, sie sind eher eine Herausforderung. Für den Zugang zu Organisationen braucht es zunächst eine Reihe von Informationen, die man ihren öffentlichen Selbstzeugnissen entnimmt, etwa die Organisationsstruktur: Soll man über die oberen Etagen des Managements oder über die PR-Abteilung Zugang suchen, über die Gewerkschaften oder die Arbeitgeber, über die Zentralverwaltung oder die lokale Leitung? Wessen Zustimmung zählt? Besonders problematisch ist der Zugang, wenn eine Organisation über verschiedene Machtzentren verfügt, womöglich solche, die sich wechselseitig bekriegen, so dass für die Durchführung einer Studie die Zustimmung einer unwahrscheinlichen Koalition von Gegnern nötig wäre. Der Feldzugang kann auch in bestimmten Phasen erschwert sein, etwa wenn eine Organisation gerade das Management gewechselt hat, einen Skandal hinter sich hat oder vor nicht allzu langer Zeit schon sozialwissenschaftliche Kollegen im Hause waren.

Nach dieser Recherche von Zugangsstellen geht es um verschiedene Formen des Antichambrierens: das Formulieren von Briefen, die das Projekt vorstellen, Interesse wecken, Sorgen dämpfen und ein Bild der Ethnografin entwerfen, das Vertrauen erweckt. Dabei sollte der Ungewöhnlichkeit des ethnografischen Anliegens die Struktur der schriftlichen Darstellung im Brief entsprechen: Präsentation und Plausibilisie-

18 Eine klassische ethnologische Zugangsgeschichte, die in Abgrenzung vom Kolonialismus als freundschaftliche Annäherung auftritt, ist diejenige, die Clifford Geertz in seiner Studie über den balinesischen Hahnenkampf erzählt (Geertz 1987: 202 ff.; kritisch hierzu Wolff 1992).

rung des Forschungsprojektes, der empirischen Methode und der Person des Forschers: Man spricht etwa von »stiller Begleitung« (Scheffer 2001) und nicht von Beobachtungsmethode; man betont, dass es um ein Verstehen der Praxis geht, für die man sich interessiert, und man sichert Anonymisierung zu. Solche Briefe sollen anschließende Telefonate oder persönliche Gespräche ermöglichen und vorbereiten. In anderen Fällen können aber andere Kontaktformen besser sein: Bei Feldforschungen über deviante Gruppen (etwa Kleinkriminelle oder Drogendealer) oder marginalisierte Gruppen (zum Beispiel stigmatisierte Ethnien oder »papierlose« Migranten) können offizielle Einstiege, etwa über Sozialarbeiter oder Bewährungshelfer, den Feldzugang leicht verbauen und es müssen andere Wege gefunden werden, Vertrauen und Kontakte zu schaffen.¹⁹ In jedem Fall wird es lohnen, auf Zeit zu spielen: Dadurch, dass die Ethnografin immer wieder an Treffpunkten auftaucht und sich nicht so leicht abwimmeln lässt, setzt oft ein Gewöhnungsprozess ein, der mittelfristig meist Zugänge ermöglicht.

Leichter ist der erste Feldzugang, wenn er sich über persönliche Beziehungen abwickeln lässt. Dies kann sehr vermittelt geschehen: Ein Bekannter, Freund oder Verwandter kennt jemanden, der weiß, wen man in einer Organisation anzusprechen hat, ohne sofort abgewimmelt zu werden. Noch einfacher ist der Zugang schließlich, wenn man selbst in einer Organisation beschäftigt ist. Dann braucht man nur noch die Zustimmung der schon bekannten eigenen Kollegen. In den meisten Fällen aber sind Ethnografen auf spezifische Personen angewiesen, die ein Feld öffnen können: sogenannte *Gatekeeper*, wörtlich Türsteher. Gatekeeper sind Schlüsselpersonal einer Einrichtung, von denen Ethnografen (offizielle) Erlaubnisse zum Aufenthalt erhalten oder verweigert bekommen können. Oft reichen die Informationen über die formale Organisationsstruktur nicht aus, um zu wissen, wer wirklich über diese Autorität verfügt und es gehört bereits zu den ersten Daten, dies allmählich in Erfahrung zu bringen. Die Schwierigkeit besteht also darin, schon einiges über ein Feld wissen zu müssen, bevor man an das Feld herantritt, um den Zugang auszuhandeln.

Umgekehrt haben Gatekeeper in der Regel schon ein bestimmtes Image des Ethnografen, bevor ein Kontakt zustande kommt. Sie können ihm zum Beispiel den Status eines Experten zuschreiben, der Lösungen für ihre Probleme bereithält. Das kann in Führungsetagen Türen öffnen, diese in anderen dagegen rigoros verschließen. Ein mit dem Experten verwandtes Image ist das des Kritikers (Hammersley/Atkinson 2007: 60). Es ist leider eng mit dem Image der Sozialwissenschaften verbunden und für die Aushandlung des Feldzugangs fast immer fatal. Ethnografen werden also mit einem Bild von Wissenschaft konfrontiert, das man ihnen unterstellt und an dem sie

19 In einige Fällen haben Ethnografen Normenverstöße, Ordnungswidrigkeiten oder harmlosere Gesetzesverstöße im Beisein der Feldteilnehmer begangen (etwa das Rauchen von Marihuana), um sich von den Ordnungshütern im Umfeld dieser Gruppen abzugrenzen. Damit demonstrierten sie, dass man ihnen vertrauen kann, weil sie selbst gegen die öffentliche Ordnung verstoßen.

gemessen werden. Dies kann etwa durch Bedenken gegenüber der Methode zum Ausdruck kommen, wenn die Teilnehmer sich fragen, wie aus Beobachtungen, Eindrücken und Erlebnissen eine wissenschaftliche Analyse entstehen kann. Daraus folgt: Nicht nur der Ethnograf macht sich ein Bild von »seinem« Feld, sondern auch die Teilnehmer reflektieren den Forschungsprozess.

Als ein Durchbruch beim Feldzugang erscheint oft, wenn man eine explizite Einladung zu einem Gespräch oder zur Forschung durch einen Gatekeeper bekommt. Dann aber tauchen andere Probleme auf, die aus der Auftragsforschung bekannt sind: nämlich Distanz von entsprechenden Erwartungen der Gatekeeper zu gewinnen: etwa praktisch nützliche Ergebnisse zu liefern, die Sicht des Auftraggebers zu teilen und gegen andere Sichtweisen zu verteidigen. Gatekeeper haben in der Regel spezifische Interessen an einer ethnografischen Studie: Wenn sie sagen »wir haben nichts zu verbergen«, soll die Arbeit einer Organisation doch in möglichst vorteilhaftem Licht geschildert werden. Dafür können Gatekeeper entweder den Feldzugang strategisch beschränken und bestimmte Fragerichtungen abblocken, oder sie können die Ethnografin freundlich auf bestimmte Pfade führen, etwa indem sie empfehlen, zu welchen Zeitpunkten es wirklich »was zu sehen« gibt. Solche Versuche, die ethnografische Aufmerksamkeit zu steuern, können interessante Hinweise darauf liefern, welche sensiblen Beobachtungsgegenstände ein Feld enthält. Bleiben sie als Steuerungsversuche unbemerkt, können sie aber auch methodische Artefakte erzeugen: Wenn zum Beispiel Lehrpersonen bereit sind, den Unterricht mit einer Klasse beobachten zu lassen, in der sie eine pädagogische Beziehung etabliert haben, so kann das dazu führen, die Stabilität von Lehrer/Schüler-Interaktionen zu überschätzen, da genau diejenigen Aushandlungsprozesse und Missverständnisse unbeobachtet bleiben, die in neuen Schulklassen auftauchen können (Hammersley/Atkinson 2007: 52).

Neben den Gatekeepern ist noch eine zweite Sorte von Personen für den Feldzugang wichtig: die *Sponsoren* oder auch Schlüsselinformanten. Das sind Förderer eines Forschungsprojekts, die aus den unterschiedlichsten Interessen heraus mit dem Forschungsinteresse des Ethnografen sympathisieren und ihm nicht nur exquisite Insiderinformationen zur Verfügung stellen, sondern auch ihre sozialen Beziehungen, die den Ethnografen weiter ins Feld hineinführen. Das Feld erschließt sich also über ihre sozialen Beziehungen.²⁰

Eine weitere Gruppe sind *Patrone*, die eventuell nicht (mehr) direkt am Geschehen des Feldes teilnehmen, die aber das Vertrauen und die Achtung der Feldteilnehmer besitzen. Wenn wichtige Patrone Ethnografen empfehlen und damit auch für ihre Vertrauenswürdigkeit bürgen, kann dies viele Türen öffnen. Mit anderen Worten:

20 Der wohl bekannteste Sponsor in der Geschichte der Ethnografie ist Doc, ein Mitglied der Bande von Jugendlichen in William Foot Whytes Studie über die »Street Corner Society« (Whyte 1967). Ohne die Freundschaft zu Doc wäre es Whyte unmöglich gewesen, in die Clique aufgenommen und in ihre Codes eingeweiht zu werden.

Immer dort, wo eine Organisation oder Institution den Zugang (sehr) stark kontrolliert (wie etwa Eliteschulen oder internationale Großbanken) bietet es sich an, solche *Patrone* zu finden, die durch ihre Empfehlung ihr symbolisches Kapital temporär auf den anfragenden Ethnografen zu übertragen bereit sind; dies können beispielsweise ehemalige Schüler einer Schule sein, Vorstandsmitglieder anderer Unternehmen, Repräsentanten einer Kirche oder Berufsorganisation (Kalthoff 1997b). Diese *Patrone* können insbesondere in multilokalen Forschungen von Bedeutung sein, weil sie gewährleisten, dass man nicht an jedem Forschungsort wieder ganz von vorne beginnen muss.

Es ist ratsam, in den Aushandlungen über die Feldforschung zu betonen, dass auch andere Teilnehmer (etwa Lehrpersonen, Risikomanager, Migranten etc.), die es direkt mit dem Ethnografen zu tun bekommen, informiert und womöglich in die Aushandlung einbezogen werden. Auch vorbereitende Gespräche mit diesen Teilnehmern sind anzubieten: So reiste Herbert Kalthoff einige Wochen vor seinem Aufenthalt in eine Internatsschule und stand den Lehrpersonen und Erziehern »Rede und Antwort«. Der Ethnograf kann versuchen, auf diese Weise die Informationspolitik der Gatekeeper, die selbst immer auch ein Datum für die Ethnografie ist, zu steuern und offener zu gestalten. Ganz allgemein lässt sich sagen: In den Fällen, in denen dies gelingt, trifft die Ethnografin auf ein besser vorbereitetes Feld, als in den Fällen, in denen ihr Kommen nicht kommuniziert und verheimlicht worden ist. Durch eine offene Kommunikation der Gatekeeper rechnen Teilnehmer mit der Ethnografin und wundern sich nicht über ihre Anwesenheit; der andere Fall nährt oft Misstrauen und Verdacht, was vom Ethnografen in vielen Gesprächen erst aus der Welt geschafft werden muss. Zwei Beispiele:

Die Erlaubnis zur Forschung durch eine Schulleiterin wurde in einem Projekt von Georg Breidenstein zum Problem, weil diese das Kollegium gar nicht gefragt hatte und die Beobachter am Anfang in Verdacht standen, Kontrollabsichten der Leiterin umzusetzen. In diesem Fall wurde es wichtig, den betroffenen Lehrkräften zu versichern, dass man ein solches autokratisches Vorgehen der Schulleiterin verwerflich findet und sich mit den Betroffenen solidarisiert. In einer multilokalen Feldforschung über ghanaische Migranten (Nieswand 2011) war der Feldzugang, der durch einen Patron vermittelt wurde, zunächst leicht, weil der Dorfvorsteher ein Freund eines Migranten war, den der Ethnograf aus Berlin kannte. Es stellte sich aber heraus, dass eine Familie im Dorf die Forschung boykottierte, weil sie einen ungelösten Landkonflikt mit dem Dorfvorsteher austrug. In diesem Sinne haben die Patronage und der Einstieg über einen bestimmten Gatekeeper und Patron zwar viele Zugänge ermöglicht, aber auch andere versperrt.²¹

Gatekeeper, Patrone und Sponsoren sind in der Regel unverzichtbares Personal für eine ethnografische Studie. Zugleich kann es aber auch immer einschränkende Konsequenzen für eine Ethnografin haben, wer ihr einen Feldzugang eröffnet hat und wer die Forschung weiter sponsert und unterstützt. Man wird im Feld mit dieser Person assoziiert wie mit einem Gastgeber und kann sich unter dessen Patronage u. U. eine Weile ausschließlich in den von ihm eröffneten Netzwerken bewegen. Das ist vor allem dann problematisch, wenn Felder hierarchisch in Positionen oder politisch in Seiten aufgespalten sind: Management – Arbeiterschaft, Ärzte – Pflegepersonal, Polizei – Junkies, linke Fraktion – rechte Fraktion, junge – alte Lehrpersonen, Lehrpersonen – Schüler. Auf der anderen Seite können die Untersuchten aber auch auf Distanz zum Ethnografen gehen, weil ihm eine solche Bindung *fehlt*. Schon Georg Simmel (1908) wies in seiner Soziologie des Fremden wie gesagt darauf hin, dass Fremde eine größere soziale Beweglichkeit, d. h. mehr Freiheiten der Kontaktaufnahme haben. Die geringeren Loyalitätsbindungen besonders zu Beginn des Forschungsprozesses ermöglichen Ethnografen gewissermaßen »interaktive Promiskuität«. Dies hat vor allem Vorteile für die notwendigen Seitenwechsel in Feldern, die von Konflikten geprägt sind. (Wir kommen darauf zurück). Wenn Ethnografen Partei-, Hierarchie- oder Statusgrenzen innerhalb eines Feldes überschreiten, gewinnen sie zwar Informationen über verschiedene Perspektiven, die den Feldteilnehmern u. U. wechselseitig nicht bekannt sind, sie erzeugen aber auch Irritationen und Ambivalenzen in Bezug auf die Einschätzung ihres eigenen Status im Feld. Dies ist einer der Gründe, warum Ethnografen leicht zu »bunten Vögeln« abgestempelt werden. Ihre Erkenntnisinteressen führen oft zu non-konformem Verhalten, für das es im Feld selbst oft keine Vorbilder gibt.

Ohne unterstützendes Personal kann es zu einem Grenzfall ethnografischer Forschung kommen: dem vollständig abgeblockten Feldzugang. Dann stellt sich die Frage, ob ein Forschungsvorhaben abgebrochen werden muss, oder ob es *verdeckt* durchgeführt werden kann, das heißt in einer Teilnehmer-Position, die nicht zugleich als Beobachtungsaktivität aufgedeckt wird. Selbstverständlich und auch unproblematisch ist dies nur bei Studien in öffentlichen Settings, etwa in Wartehallen, Verkehrsmitteln oder in Kaufhäusern. In geschlossenen Feldern sind verdeckte Beobachtungen dagegen eine praktische und eine forschungsethische Frage, die im Einzelfall zu entscheiden ist. Verdeckte Studien gibt es etwa zu problematischen Aspekten der Polizeiarbeit, zu rechtsextremen Organisationen, zu religiösen Sekten oder zur organisierten Kriminalität. Sie sind aber ein Ausnahmefall, nicht nur wegen der forschungsethischen Probleme, die sie aufwerfen oder wegen des großen Risikos »aufzufliegen«, sondern aus forschungspraktischen Gründen: die Qualität der Daten leidet, wenn Aufzeichnungstätigkeiten und Erkundigungen nicht offen durchgeführt werden können.

Auf der anderen Seite ist es aber auch nur ein seltener Grenzfall, dass den Informanten »die ganze Wahrheit« erzählt wird. Dies hat vier Gründe.

Der *Erste* ist, dass die Ethnografin sie selbst nicht kennt: Wenn sich ihre thematischen Interessen und ihre Fragestellungen erst im Zuge der Ethnografie herausstellen

21 Weitere Beispiele zum Feldzugang und zum Rapport finden sich in Hammersley/Atkinson (2007).

können, ist es unmöglich, vor ihrem Beginn etwa zu sagen, welche möglichen praktischen Konsequenzen eine Studie an ihrem Ende haben mag. Der *zweite* Grund ist, dass vollständige Informationen, etwa über den gewünschten Gebrauch von Aufzeichnungsgeräten, Gatekeeper vor Beginn einer Studie abschrecken kann, während sie in späteren Phasen, nach Etablierung einer Vertrauensbeziehung, kein Problem in der Verwendung dieser Geräte sehen würden. Die Bitte um Zugang zu bestimmten Daten vertagt man also besser auf einen Zeitpunkt, zu dem man Informanten von der eigenen Diskretion im Umgang mit solchen Daten bereits überzeugen konnte. Ein *dritter* Grund liegt darin, dass die Darlegung sozialwissenschaftlicher Forschungshypothesen in den meisten Feldern entweder unverständlich oder befremdlich sein wird. In den meisten Ethnografien wird daher mit einer Zugangsgeschichte gearbeitet, die den akademischen Zweck des Aufenthalts auf eine kurze Formel bringt. Diese Erzählungen werden meist schon strategisch im Hinblick auf die vermuteten Erwartungen, Sorgen und Hoffnungen der Feldteilnehmer editiert. Zum Beispiel muss man nicht darlegen, dass durch den Klatsch in Organisationen mikropolitische Beziehungen aufrechterhalten werden, es reicht, darzulegen, dass man sich »für Kommunikation in Organisationen« interessiert. Ein *vierter* Grund liegt schließlich darin, dass detaillierte Methodeninformationen die selbstverständlichen Handlungsroutrinen in einem Feld empfindlich stören können. So wird man ein Tonbandgerät schlecht in eine Situation einführen können, indem man über das Interesse an kleinsten Gesprächsdetails aufklärt (Räuspern, Versprecher, Unterbrechungen), man wird eher darum bitten, mit dem Rekorder das eigene Gedächtnis zu entlasten und aufs Mitschreiben verzichten zu können.

Insofern implizieren radikale forschungsethische Forderungen nach »informierter Zustimmung; ein unrealistisches Bild der Forschungspraxis – auch und gerade weil sie voraussetzen, dass die Feldteilnehmer sozialwissenschaftliche Vorgehensweisen und Wissenstraditionen aus der Perspektive von Sozialwissenschaftlern verstehen und beurteilen können müssten. Daher gilt: Der Prozess des Feldzugangs kann nur in Gang kommen, wenn mögliche Nachfragen zurückgestellt werden, also trotz verbleibender Unklarheiten und Unsicherheiten mit der Zusammenarbeit begonnen wird. Der Versuch, völlige Transparenz herzustellen oder einzuklagen, also etwa ganze Forschungsanträge zu überreichen, ist ein sicherer Weg, die Forschung nicht zustande kommen zu lassen. Taylor/Bogdan (zitiert in Wolff 2000: 346) empfehlen: »be trustful, but vague and imprecise«. Sei vertrauenswürdig, aber ungenau.

Ein Beispiel – Zugang zur Sozialverwaltung

Ein schönes Beispiel für die Probleme des Feldzugangs und die Herstellung von Forschungsbeziehungen ist die schon erwähnte organisationssoziologische Studie von Thomas Lau und Stephan Wolff über die Arbeit in einer Sozialverwaltung. Die Auto-

ren beschreiben nicht nur ihre persönliche Assimilation an das Feld, sondern vor allem eine (umgekehrte) Assimilation der Ethnografen *durch* das Feld. Die Soziologen und ihr Anliegen wurden in feldspezifischen Termini begriffen, bearbeitet, angepasst und instrumentalisiert. Die Sozialverwaltung machte sie von ungewöhnlichen Klienten zu ordentlichen Klienten, sie wurden einer amtlichen Prüfung unterzogen, mit den sie »verschickenden« Stellen assoziiert, ihnen wurden Belege abverlangt und Behandlungspläne zuteil. Ihre Studie wurde in Verwaltung genommen.

Wie jeder Klient, der von der Verwaltung etwas möchte, mussten Lau und Wolff zuerst ein legitimes Anliegen vorweisen. Es galt, einen annehmbaren Antrag zu formulieren und ihn an der »richtigen Stelle« abzugeben. Sie versuchten es mit der Leitung des Sozialreferats. Da die Mitglieder einer Forschungsorganisation für eine Behörde ein unbeschriebenes Blatt darstellen, erzeugte dies eine Entscheidungsunsicherheit, der die Verwaltung mit einem verwaltungstypischen Reflex begegnete: dem »Hochzonen« des Entscheidungsproblems, also der Vermittlung an das vorgesetzte Personalreferat. Dieses forderte die Autoren auf, ihr Anliegen doch noch ein bisschen genauer zu erläutern und verwies weiter schon zur Vorbeugung gegen zu hohe Ansprüche darauf, dass Forschungsarbeiten in Kommunen grundsätzlich vom Deutschen Städtetag zu genehmigen seien. Es folgte eine äußerst langwierige Zugangsphase, die über zahlreiche Stellen verlief.

Eine kontinuierliche Erfahrung war dabei, dass den jeweiligen Stellen und Gesprächspartnern der Inhalt und die Methoden des Projektes fast völlig egal waren. Die ständige Darstellungsanforderung für das Projekt erschien Lau und Wolff daher lange als bloße Schikane und Zugangsverweigerung, bis sie bemerkten, dass ihre Gesprächspartner ganz andere Relevanzen verfolgten: Die Darstellung des Forschungsprojektes musste nachweisen, dass das ganze Unternehmen seriös war, dass den untersuchten Einrichtungen kein Schaden drohte, dass man sich in gewissen Grenzen auf die Kooperationsbereitschaft und Verschwiegenheit der Soziologen verlassen konnte, dass sie den Alltagsbetrieb nur in geringem Maße stören würden, und nicht zuletzt: dass man sie in absehbarer Zeit auch wieder los würde. Ein solcher Nachweis ist aber im strengen Sinne nicht vor Beginn der Forschung möglich, also etwa durch eine bloße Beteuerung. Hinzu kam, dass die Autoren es gelegentlich mit erfahrenen Entscheidern zu tun hatten, die bereits wussten, dass textuelle Darstellungen für bestimmte Interessen geglättet und geschönt werden – einfach, weil das Glätten auch zu ihren organisationseigenen Routinen gehörte: etwa beim Abfassen von Rechenschaftsberichten oder PR-Produkten. Man rechnete also auf der soziologischen Seite routinemäßig mit einer gewissen Unzuverlässigkeit von Informationen und versuchte daher über misstrauische wiederholte Nachfragen Brüche in der Darstellung des Projektes zu erzeugen, um aus diesen dann eigene Schlüsse ziehen zu können. Je cleverer und geschlossener diese Darstellung, desto größer daher die Versuchung der Organisation, ihre Entscheidung von der Darstellung einfach abzukoppeln. Lau und Wolff lernten in ihren langwierigen Überarbeitungen nicht nur eine akzeptable Darstellung

von Forschungsprojekten vor Nicht-Soziologen, sondern bekamen auch einen ersten Einblick in verwaltungsspezifische Relevanzen: dass in diesem sozialen Feld nicht die Richtigkeit und Wichtigkeit von Informationen an erster Stelle steht, sondern hausinterne Vorstellungen von ›Ordentlichkeit‹ und ›Angemessenheit‹ der Anliegen, die Klienten Staatsdienern vorbringen.

Nach dem Eintritt in die Organisation mussten Lau und Wolff allerdings bemerken, welche Kosten dieser Zugangsweg für sie gehabt hatte. Ähnlich wie es für Ärzte hochbedeutsam ist, von welchem Kollegen sie einen Patienten überwiesen bekommen, ist es für Angestellte von Behörden relevant, welche Stelle einen Klienten geschickt hat. Der Zugangsweg über das Personalreferat erwies sich in dieser Hinsicht als zwiespältig: Einerseits schaffte er in einer strikt hierarchisch geordneten Organisation einen Durchbruch, der an untergeordnete Stellen weitergereicht wurde; andererseits stattete er die Sozialforscher mit dem Makel eines besonderen Misstrauens aus: ›Trau keinem vom Personalreferat‹. Es erschien den Sozialarbeitern wenig plausibel, dass man sich für ihre Arbeit einfach so interessieren könnte. Sie kannten so ein unspezifisches Interesse nur von sehr unangenehmen Situationen: Personalbeurteilungen durch ihre Vorgesetzten und Arbeitsplatzbewertungen durch die Fachaufsicht. Also wurde eine ganze Weile ›gemauert‹. Es hieß etwa: »Das ist doch für Sie ganz uninteressant, reine Routinearbeit«. Oder man bot gerne Interviews an, in denen sich öffentlichkeitsstaugliche Darstellungen der eigenen Arbeit abgeben ließen, versuchte aber die Alltagspraxis eher vor Blicken zu verschließen. Das Misstrauen abzubauen und die Unabhängigkeit von den Gatekeepern wieder herzustellen, brauchte erneut Zeit und Geduld.

Rück betrachtet konnten Lau und Wolff am Ende ihrer Studie feststellen, wie sie eigentlich in das Feld gekommen waren und wie dieses Feld versuchte, sich umgekehrt ihrer Studie zu bemächtigen: Die Verwaltung blockte das soziologische Forschungsanliegen nicht einfach ab, sondern reformulierte es und versuchte, es mit einem indirekten Auftrag zu versehen. Das anstehende *Problem*, Forscher tolerieren und irgendwie sozial integrieren zu müssen, wurde von der Verwaltung als eine mögliche *Lösung* betrachtet, für die sich u. U. interessante verwaltungseigene Probleme finden ließen. Die Behördenleitung verdächtigte sich zum Beispiel einer gewissen Betriebsblindheit, die sie gegenüber Verwaltungsreformen vielleicht zu skeptisch auftreten ließ und ließ die Sozialforscher ins Feld in der Hoffnung, auf diese Weise eine Gratis-Beratung zu bekommen. Ferner erhoffte man sich durch eine wissenschaftliche Untersuchung im eigenen Haus einen gewissen Gewinn an Renommee gegenüber anderen kommunalen Behörden. Und schließlich hoffte man, durch die Zulassung von Soziologen anderen Inspektionen durch vorgesetzte Stellen vorbeugen zu können. Immerhin hatte man ja demonstriert, dass man nichts zu verbergen hatte.

Ausdrücklich wurden die Soziologen beauftragt, ›objektives Wissen‹ über die Verwaltung zu erzeugen. »Objektiv« meinte dabei keinesfalls die Einhaltung irgendwelcher methodischer Sorgfaltsregeln, »objektiv« meinte vielmehr eine Ausgewogenheit

der Berichterstattung über ein Amt innerhalb der Kommunalverwaltung, die sich einerseits von dessen Perspektive unterscheidet (also als eine neutrale Stimme erkennbar ist), aber andererseits auch verlässlich unangenehme Ergebnisse vermeidet und die Licht- und Schattenseiten des Feldes berücksichtigt. Diese Objektivität besteht also nicht in einer wertfreien Distanz zu einem Untersuchungsobjekt, sondern schließt vielmehr eine gemäßigte Solidarität mit dem Untersuchungsfeld ein. Es ist müßig, hier auf die ›Unwissenschaftlichkeit‹ der Praxis zu verweisen, im Gegenteil: Es sagt etwas über diese Praxis, dass Forschungsergebnisse für sie nicht einfach Wissen sind, sondern günstige oder ungünstige Informationen, die sich an ganz spezifischen Stellen im soziologischen Bericht finden oder nicht finden. Mit solchen Informationen kann man Positionen absichern, Entwicklungen steuern, Zeit gewinnen, Kritik abfedern, Einfluss ausüben usw. – und dies alles, ohne von der Richtigkeit der Informationen überzeugt sein zu müssen. Forschungsergebnisse sind im Feld nicht Wahrheiten, sondern *Handlungsressourcen*. Und diese zu liefern, gehört zur Dealstruktur eines Feldzugangs.

Der Feldzugang und die Konstitution des Feldes

Der Feldzugang ist nicht einfach nur eine lästige Hürde, die es zu nehmen gilt, in seiner Beobachtung und Analyse liegt bereits eine reichhaltige Erkenntnisquelle über ein Feld, eine Gelegenheit, über es zu lernen. Der Feldzugang ist also Bestandteil der Forschung, und zwar deshalb, da das Feld in der Art und Weise, wie es mit dem kontaktsuchenden Ethnografen umgeht, Auskunft über sich selbst erteilt. Man kann etwa relativ schnell erkennen, wie hierarchisch das Feld organisiert ist, ob die Teilnehmer sich trauen, etwas zu sagen oder ob sie lieber auf die höhere Ebene hinweisen, ob Beobachtungen institutionell vorgesehen sind oder eher nicht. Wesentliche Merkmale des Feldes zeigen sich bereits in dessen Umgang mit sozialwissenschaftlicher Forschung, d. h. im Umgang mit den Anliegen einer besonderen Form von Fremden. Ebenso wie sich ethnische Gemeinschaften im Umgang mit Migranten zu erkennen geben und z. T. auch erst als Gemeinschaften herstellen, konstituieren sich auch Milieus oder Organisationen im Umgang mit Fremden. Und sozialwissenschaftliche Beobachter sind in diesem Sinne exemplarische Fremde. Im Zugangsprozess kommt es also nicht nur zur Verortung des Forschers, sondern auch zur Erfahrung und Etablierung einer Grenze, die das Feld in der Begegnung mit einem Fremden um sich selbst zieht. Wer sich nicht sofort in gewohnte lokale Kategorien einordnen lässt, in seiner Loyalität zweifelhaft bleibt und in seinen Kommunikationsformen abweicht, gibt Anlass zu gewissen Schließungen, zur Systembildung. Wir können daher abschließend insgesamt drei Momente unterscheiden, in denen die Feldforschung zu ihren Feldern kommt:

1. *Selbstkonstitution*: Ein Feld konstituiert sich *durch eine selbstorganisierte Grenz- bildung*, durch die es sich als Dorfgemeinschaft, als Gruppe, als Organisation usw.

herstellt. Es sind Grenzen, die punktuell geöffnet und temporär neu verhandelt werden, eben zum Beispiel für ethnografische Beobachter.

2. *Analytische Konstitution*: Ein Feld wird durch *analytische Entscheidungen* konstituiert, es so oder so zuzuschneiden. Dies geschieht in Abhängigkeit von Forschungsinteressen, die sich auf eine bestimmte Lokalität richten können, aber auch die Bewegungen bestimmter Personen zwischen Lokalitäten, also die Netzwerke, in denen sie sich bewegen.

3. *Prozesskonstitution*: Ein Feld konstituiert sich auch im Prozess des Zugangs selbst, nämlich durch *Reaktionsbildung auf den Neuling und seine Forschungsaktivitäten*. Im Zugang und im Forschungsprozess wird das Feld dem Beobachter wie den Beforschten als eine soziale Einheit erfahrbar, also als ein Kommunikationszusammenhang, in dem Teilnehmer von Außenstehenden unterschieden werden.

2.3 Der Rapport

Wir haben über den Feldzugang bisher als Problem der Kontakteröffnung gesprochen. Bei genauerer Betrachtung ist das Zugang-Bekommen jedoch eine Anforderung, die den gesamten Forschungsprozess begleitet: eine Daueraufgabe. Man mag zwar als Beobachter offiziell zugelassen sein, aber die wirklich interessanten Dinge bekommt man zunächst nicht zu sehen. Den Zugang zu den Kernzonen des interessierenden Geschehens gewinnt man oft erst nach längeren Feldaufenthalten und auf der Basis des erworbenen Vertrauens. Erst wenn die Teilnehmer sich an den Ethnografen nicht nur gewöhnt haben, sondern auch zu der Einschätzung gelangt sind, dass er ihr Vertrauen nicht missbrauchen wird, bekommt man Zugang auch zu so »heiklen« Veranstaltungen wie Abiturprüfungen (Kalthoff 1996), Zeugniskonferenzen (Zaborowski et al. 2011) oder Therapiesitzungen (Hirschauer 1993).

Die Aufgabe des Feldzugangs beschränkt sich daher nicht auf die Kontaktaufnahme und eine einmalige formelle Aufenthaltserlaubnis. Sie besteht vielmehr in einem kontinuierlichen Werben um Vertrauen, im Gewinnen von Gesprächspartnern, in diplomatischem Einflechten neugieriger Fragen und darin, sich geduldig in Positionen zu manövrieren, in denen sich lohnende Beobachtungen aus der Nähe machen lassen.

Felder sind hier unterschiedlich empfindlich oder offen für Beobachter. Sie erlauben es mehr oder weniger, einen weder störenden noch gestörten Beobachtungsposten einzunehmen, indem die Anwesenheit des Forschers normalisiert wird. Er soll ein unauffälliger Bestandteil des Ausgangskontextes werden. Dies ist relativ unproblematisch in öffentlichen Settings, die jedermann zugänglich sind: Straßen, Verkehrsmitteln, Kneipen. Für die physische Anwesenheit eines Beobachters gibt es hier kein Akzeptanzproblem, da das »Sehen und Gesehen werden« auf öffentlichen Plätzen Teil des üblichen sozialen Verkehrs ist. Die Integrität der Szenerie bleibt von der Beobachtung unberührt.

Allerdings können solche Probleme für die besonderen Aktivitäten eines wissenschaftlichen Beobachters auftauchen: Das Herumlungern an einem Platz kann unangenehm auffallen, wo Personen normalerweise an Passantenströmen teilnehmen; die konzentrierte Aufmerksamkeit und das Notizen Machen widerspricht der Konvention respektvollen Desinteresses, das man sich in der Öffentlichkeit entgegenbringt.

Beobachtungen sind auch dort eher unproblematisch, wo das Setting bereits durch ein Miteinander von Darstellern und Publikum geprägt ist: etwa im Parlament, bei Gericht, in der Kirche, in der Fernsehshow oder im Hörsaal. Der Forscher muss hier allein als ein Zuschauer unter anderen erscheinen. Die Normalisierung ist schon anspruchsvoller in Feldern, wo alle im Raum Anwesenden tragende Rollen ausüben. So ist eine Beobachtung in einer Behörde voraussetzungsreich, weil es hier im Normalbetrieb keine reine Beobachtungsrolle gibt. Am ehesten kann der Forscher noch als Lernender ins Geschehen integriert werden, zum Beispiel als Praktikant. Auch sind Felder problematisch, in denen Beobachtungs- und Dokumentationspraktiken, wie aufmerksames Hinschauen, Aufschreiben oder der Einsatz von Aufnahmegeräten vor allem mit den Aktivitäten von Überwachungs-, Kontroll- oder Disziplinarinstitutionen verbunden werden, wie Lehrer im Kontext der Schule, die Polizei im Fall von Asylbewerbern oder Unternehmensberatungen im Fall von Unternehmen und Behörden. Am schwierigsten sind die Minimierung und die Reflexion von Beobachtereffekten schließlich gegenüber einsamen Tätigkeiten und gegenüber vertraulicher Zusammenarbeit. Die bloße Anwesenheit eines Dritten kann eine psychiatrische Beratung oder eine Arzt-Patient-Interaktion natürlich stark transformieren. Das Vier-Augen-Gespräch wird durch den Zuschauer leicht zur »talk show«.

Dies muss aber nicht von der Erhebung solcher Daten abhalten. Denn in jedem Fall ist es Aufgabe des Forschers, die Situation zu beschreiben, die durch die eigene Beteiligung hervorgebracht wird. Es geht nicht darum, Reaktivität zu minimieren und so zu tun, als sei man unsichtbar (»a fly on the wall«) und nichts als ein neutrales Forschungsinstrument. Mit Reaktivität ist vielmehr zu arbeiten, sie ist immer mit zu beobachten oder gelegentlich auch auszubeuten. Wie Leute auf die Gegenwart des Beobachters reagieren, kann ebenso interessant sein wie jede andere Konstellation: Ist er hier und jetzt ein prototypischer Fremder, der für Öffentlichkeit steht, ist er ein potentieller Bündnispartner, dem man Angebote macht? Beobachter müssen sich einfach beständig fragen, wie ihre eigene Anwesenheit das Verhalten der Teilnehmer modifiziert haben mag. Einen Originalmodus dieses Verhaltens gibt es ohnehin nicht ohne weiteres. Problematisch wären nur Folgerungen, die einen solchen unterstellen.

So gibt es also Felder, die sich fast jeder Beobachtung verschließen und solche, die sich recht leicht öffnen lassen. Bei dem weiten Spektrum zwischen diesen Optionen besteht das Gewinnen von Zugang wesentlich im Gestalten von Forschungsbeziehungen, im sog. Rapport. Rapport heißt nicht nur Bericht, es bezeichnet auch den unmittelbaren Kontakt zwischen zwei Personen, zum Beispiel die enge Arbeitsbeziehung zwischen Patient und Psychoanalytiker.

Die zentrale Frage für den ethnografischen Rapport ist: Wie bringt man Menschen, die Wichtiges zu tun haben, zur Mitwirkung an Forschung? Als soziale Veranstaltung ist ein Forschungsprojekt ja immer mit Zumutungen für andere verbunden. Sie sollen Zeit für Gespräche erübrigen, Raum zur Verfügung stellen, Anwesenheit dulden, ja eine Art Beschattung ertragen, sich kommunikativen Zwängen aussetzen, evtl. Peinlichkeiten aushalten und die naiv neugierige Infragestellung von Selbstverständlichkeiten akzeptieren. Darüber hinaus sollen sie sich nach Möglichkeit auch noch in die Forscherin hineinversetzen, ihr Vertrauen schenken und Wege zu anderen ebnen, sie über Selbstverständliches belehren, Antworten auf Fragen geben, die sie sich selbst noch nie gestellt haben, eigene Ungestörtheit signalisieren, obwohl sie sich unter Beobachtung wissen usw. Insofern darf man sich nicht wundern, wenn die Motivation zur Forschung bei Forschern und Beforschten höchst ungleich ist.

Forschungsbeziehungen sind fragile Gebilde. Die Beteiligten kommen eher zufällig zusammen, sie verbindet nur eine kurze Geschichte, eine Zukunft ist nicht abschbar. Sie beginnen einen komplexen Kooperationsprozess, für den es kaum Routinen gibt. Beide Seiten müssen sich aufeinander einlassen, ohne »rechte Gründe und Sicherheiten für Vertrauen zu haben« (Wolff 2000: 348). Diese Nähe der Ethnografie zu den Personen in einem Feld hat immer auch eine moralische Dimension, die die Arbeit der Ethnografen gleichzeitig einfacher und komplizierter macht. Schon durch die regelmäßige Präsenz der Ethnografen im Feld und das Teilnehmen an Alltagsritualen, wie Grüßen oder Small Talk, werden moralische Normen in Kraft gesetzt, die allgemein an Bekanntschaftsbeziehungen gebunden sind. Diese können zwar oft ohne größere Sanktionen gebrochen, aber nicht in ihrer Existenz ignoriert werden. So wird es nach einer längeren Zeit des Aufenthaltes im Feld für die Feldteilnehmer interaktiv aufwändiger, Anfragen des Ethnografen unbeachtet zu lassen oder abzulehnen. Weil eine solche Ablehnung in folgenden Begegnungen als Subtext mitlaufen würde, riskieren die Feldteilnehmer dadurch Komplikationen in alltäglichen Interaktionen mit dem Ethnografen, die ihnen lästig oder unangenehm sein können. Umgekehrt können die Feldteilnehmer aber auch versuchen, aus den moralischen Implikationen ihrer Beziehung zum Ethnografen Gewinn zu schlagen. So wird dieser leicht zum Publikum für weitschweifige Selbstdarstellungen instrumentalisiert, die nichts mit seinen Forschungsinteressen zu tun haben. Gerade aber in Feldern, in denen große Macht- und Wohlstandsunterschiede zwischen Feldteilnehmern und dem Ethnografen existieren, wie in der ethnologischen Feldforschung klassischen Zuschnitts, geht es bei der Herstellung des Rapports für die Ethnografen auch oft darum, aktiv zu verhandeln, zu wie viel Reziprozität und Umverteilung sie bereit sind.

Grundsätzlich gehören zu der Beziehung, die Feldforscher zu den Teilnehmern eines Feldes herstellen, mindestens zwei. Daher rückt in der Ethnografie die Person der Feldforscherin in den Mittelpunkt. Als Person verfügt sie aber über eine Reihe von Eigenschaften, aufgrund derer sie ein bevorzugtes Objekt sozialer Zuschreibungen durch die Teilnehmer wird. Sie wird in sozialen Beziehungen verortet und ein-

geschätzt, zum Beispiel als vertrauenswürdig gehandelt oder aufgrund ihres ersten Forschungskontaktes mit bestimmten Leuten in Verbindung gebracht oder aufgrund ihres Alters oder Geschlechts mit bestimmten Erwartungen konfrontiert. Nicht jeder Ethnograf ist für jede Feldforschung geeignet. Das kann soweit führen, dass die Feldforschung scheitert oder modifiziert werden muss. Lothar Krappmann und Hans Oswald (1995) berichten, dass sie eine Ethnografie zur Gleichaltrigenkultur von Kindern vom Spielplatz in die Schulklasse verlegen mussten. Zwei schon etwas ältere Männer, die unentwegt Kinder beobachten, waren an einem öffentlichen Spielplatz nicht akzeptabel. In der Schule war die Rolle der am Rande sitzenden Beobachter unproblematisch und auch die Schulklasse erwies sich als ein Ort der Kinderkultur.

Die Untersuchten treiben gewissermaßen selbst mittels aller zugänglichen Informationen Sozialforschung über die Sozialforscherin. Sie versuchen, sie zu taxieren und zu einer berechenbaren Größe zu machen. Wie die Gatekeeper schreiben auch andere Informanten der Ethnografin anfänglich eine bestimmte Rolle zu: Polizisten argwöhnen, die Ethnografin sei vom Verfassungsschutz, Walfänger mutmaßen, sie sei eine Versicherungsdetektivin, Psychiatricinsassen halten sie für eine Therapeutin. Versucht man sich mit dem Etikett der Soziologin vorzustellen, kann das die Lage noch verschlimmern. Ein irischer Polizist erklärte dem englischen Soziologen John Brewer in großer Offenheit: »Die meisten Polizisten können mit Soziologie überhaupt nichts anfangen. Wissen Sie, uns wird die Welt schwarz/weiß beigebracht: Die Bösen sollen bestraft, die Guten geschützt werden. Soziologen verdrehen das alles irgendwie, so dass es so aussieht, dass die Bösen die Guten sind und umgekehrt. Wenn einer nicht soviel verdient wie ich und klagt, um seine Familie zu ernähren, finden Soziologen das okay. Wenn einer reich ist und sich an die Gesetze hält, sagen Soziologen, er tue das bloß auf Kosten der andern« (Hammersley/Atkinson 2007: 65).

Solche und ähnliche Probleme lassen sich kaum jemals dadurch lösen, dass man die Sozialwissenschaften in ein besseres Licht rückt; sie werden vielmehr dadurch gelöst, dass man sich selbst als vertrauenswürdige Person etabliert. Auch dies ist aber keine Sache, die man einfach durch freundliche Anwesenheit erwirbt, es ist vielmehr eine strategische Frage von Identitätsarbeit – mit einem Begriff von Erving Goffman: *impression management* – die Kontrolle des Eindrucks, den man auf andere macht.

Für die Gestaltung der Anwesenheit im Feld ist eine Mimesis der Person erforderlich, eine Passung ins Milieu. Diese Arbeit beginnt mit einer gewissen Angleichung an die Kleidungskonventionen eines Feldes. Wo Krawattenzwang herrscht, kann er nicht ignoriert werden, wo eine Kameradschaft untersucht wird, sollten die langen Haare besser fallen. Eine einfache Anpassung an subkulturelle oder professionelle Kleidungs-codes ist aber aus zwei Gründen ebenfalls problematisch. Zum Ersten hat man es in vielen Feldern auch mit gemischtem Publikum zu tun. So benötigte Sara Delamont (2002) in ihrer Studie über eine Eliteschule für Mädchen Kompromisse des Outfits: Die Lehrerschaft wurde mit einem konservativen Mantel adressiert, die

Mädchen dagegen mit dem darunterliegenden Minirock, mit dem die Ethnografin zeigte, dass sie die lokal angesagte Mode kennt.

Der zweite Grund für eine nur moderate Angleichung ist, dass die Kleidung natürlich auf Alter, Habitus und Sprechweise des Ethnografen abgestimmt sein muss, um nicht als eine Maskerade zu erscheinen, so peinlich wie die Aufmachung von »Berufsjugendlichen«. Man wird daher in der Regel versuchen, visuell nicht ständig als Fremdkörper aufzufallen, aber in anderen Hinsichten auch Differenzen setzen, die mit der besonderen Art von Teilnahme im Feld harmonisieren: dass da jemand Fragen stellt, Notizen macht usw.

Vertrauensstiftende Praktiken können die Beobachterin auch in Kompetenzen fördern, die überhaupt nichts mit ihrem Studium zu tun haben: zum Beispiel sportliche Fähigkeiten, verbale Schlagfertigkeit, hilfreiches rechtliches Wissen, ein Reservoir von Konversationsthemen, das erlaubt, normale Gespräche jenseits der Forschungsfragen zu führen usw. – das übliche Repertoire sozialer Neulinge: Bereitschaft zu signalisieren, sich in die lokal geltenden Spielregeln zu fügen, das nötige Fingerspitzengefühl an den Tag zu legen, und sich im Übrigen offen, nett und verbindlich nach allen Seiten zu zeigen.

Eine besondere Form von Anpassung kann erforderlich sein, wenn es um die Zurückhaltung persönlicher Ansichten geht. Man kann Informanten nicht nach denselben Kriterien suchen, nach denen man Freunde sucht. Und man kann Ethnografen nicht auf Gruppen beschränken, die einem politisch sympathisch sind. Also wird man auch mit ganz eigentümlichen Ansichten konfrontiert werden, die man abnickt und notiert (zum Beispiel rassistischen, sexistischen oder religiös fundamentalistischen). Und man sollte sie allemal wichtiger finden, als die eigenen »überlegenen« Kommentare zu ihnen, mit denen man für gewöhnlich Anerkennung im eigenen Milieu findet.

Das *impression management* der Ethnografin findet nicht in einem luftleeren Raum statt, sondern im Rahmen ihrer so genannten *askriptiven Merkmale*: Alter, Geschlecht, Ethnizität. Die Ethnografin ist kein »Mann ohne Eigenschaften«. Wo solche Unterscheidungen Forschungsfelder stark determinieren, kann ein unpassendes askriptives Merkmal den Feldzugang mitunter gänzlich verschließen: zum Beispiel das Alter in Schulen, das Geschlecht in Männerberufen, die Hautfarbe in Apartheidgesellschaften. Auf der anderen Seite erlaubt gerade die randständige Position der Ethnografin sowie die Überlagerung solcher Unterscheidungen auch Aushandlungsmöglichkeiten selbst solcher Zuschreibungen. Nehmen wir die Geschlechtszugehörigkeit: Eine Muttergruppe mit Kleinkindern kann für eine junge kinderlose Frau u. U. weniger zugänglich sein als für einen Ethnografen mit Kindern. Eine Gruppe rechtsradikaler Jugendlicher kann einem Ethnografen mit feinen, akademischen Manieren mehr Misstrauen entgegenbringen als einer durchsetzungsfähigen und aggressionsbereiten Ethnografin. Ähnlich kann auch in Gesellschaften, die stark nach Geschlecht segregieren, eine von den Feldteilnehmern verschiedene Hautfarbe und Herkunft einer

Ethnografin Zugang zu sozialen Räumen ermöglichen, die lokalen Frauen verschlossen sind. Es gibt also verschiedene Dimensionen sozialer Identität, durch die die Geschlechtszugehörigkeit gebrochen werden kann. Daher wird selbst so ein scheinbar statisches Merkmal zu einer Angelegenheit, die in Forschungsbeziehungen ausgehandelt werden kann.

Ein Beispiel dafür ist die Polizeistudie, die Jennifer Hunt in den 1980er Jahren durchführte (Hunt 1984). Sie bemerkte schnell, dass in dieser (damaligen) Männerwelt starke Geschlechtsstereotypen für Ordnung sorgten. Die Polizisten unterschieden zwischen einer häuslichen Domäne mit moralisch ehrbaren Frauen und einer Welt der Straße mit den schmutzigen Geschäften der Männer. Wegen der Unmoral der Aktivitäten wurden diese Männer von den Polizisten allerdings auch als verschwiegen und insofern vertrauenswürdig betrachtet, während die ehrbaren Frauen wegen ihrer Tugendhaftigkeit als allzu mitteilzaam galten. Ein Stereotyp, offenkundig, aber eines das für die Ethnografin nicht irrelevant war, weil es sie von wesentlichen Informationen ausschließen konnte. Hunt versuchte daher ein Bild von sich zu etablieren, das zwischen diesen Stereotypen vermittelte, über eine Art moralische Androgynie, mit der sie versuchte, sowohl eine offene und ehrliche Frau als auch ein verschwiegener Mann zu sein, um möglichst beide Formen von Vertrauenswürdigkeit dieser Subkultur beanspruchen zu können. Hunt beschreibt, wie ihre Geschlechtszugehörigkeit situativ ausgehandelt wurde, wenn sie sich durch demonstrative Gewaltbereitschaft und markige Sprüche um die Position eines »Mannes ehrenhalber« bewarb, oder wenn sie es beim gemeinsamen Judotraining für klüger hielt, sich schnell überwältigen zu lassen, um ihre Grenzüberschreitung nicht zu provokativ werden zu lassen.

Auf der anderen Seite können Geschlechtsstereotypen des Feldes oder einzelner Informanten auch Vorteile für die Forschungsbeziehung bieten. Das mitunter anzutreffende Klischee, dass Frauen sich besser für die Feldforschung eignen, gründet sich wahrscheinlich wesentlich auf den sozialen Platz, der Frauen im Allgemeinen zugeschrieben wird: eine Zuständigkeit für Beziehungs- und Gefühlsarbeit, eine unauffällige Position im Schatten von Männern und – insbesondere in Gesellschaften, in denen politische Macht von Männern dominiert werden – ihre relative Harmlosigkeit. Die Beobachtungstätigkeit einer Ethnografin wird in manchen Settings u. U. besser toleriert, weil sie sich etwa zusammen mit Sekretärinnen und Krankenschwestern in eine relative Unsichtbarkeit von Dienstpersonal einreihet, dessen Arbeit als weniger wichtig erachtet wird als die von Männern.

Eine Faustregel für den Umgang mit Geschlechtsstereotypen in Forschungsfeldern lautet daher: Nutze solche aus, die für den Forschungsprozess funktional sind, und distanzieren dich nach Möglichkeit von solchen, die ihn behindern. In den meisten Feldern wird die Zeit, also der Aufbau von individualisierten Beziehungen, kategoriale Zuschreibungen wie Geschlechtsstereotypen zu einem bestimmten Maße korrigieren und durch personenspezifische Zuschreibungen von Vertrauenswürdigkeit ersetzen.

Auch bei der Altersdifferenz gibt es Klischees wie Aushandlungsmöglichkeiten. Beim Versuch, statushohe Personen oder solche mit spezifischen Anerkennungsproblemen zu kontaktieren, kann ein jüngeres Alter Probleme bereiten, weil sich die Feldteilnehmer dadurch nicht genügend wertgeschätzt fühlen. Ansonsten spricht aber einiges dafür, dass jüngere Ethnografen einen gewissen Vorteil für das Aufbauen von Forschungsbeziehungen haben. Sie sind etwa in Lebensstilfragen weniger festgelegt, offener und anpassungsbereiter für die Prägungen unterschiedlicher Felder, und es ist für Jüngere auch leichter, in die Rolle eines lernwilligen *Neulings* zu schlüpfen. Es ist vor allem diese Rolle, mit der Ethnografen sich am besten in Felder einführen können. Sie haben die gleichen Orientierungsprobleme wie Neulinge, sie verhalten sich so – sie beobachten, fragen, probieren aus und machen Fehler – und die Kategorie des lernenden Neulings ist für die Informanten vertraut, in der Regel kennen sie ähnliche Figuren bereits: Referendare an Schulen, Hospitanten in Kliniken, Lehrlinge in Betrieben, Volontäre in Zeitungen, und viele andere Anfänger-Rollen, die sich auch für die Position eines neugierigen Gastes, wie Ethnografen es sind, nutzen lassen. Es geht also zunächst darum, akzeptable Inkompetenz zu etablieren und auf dieser Basis allmählich »Mitspielkompetenzen« (Reichert 1989: 92) zu erwerben.

2.4 Die soziale Position des teilnehmenden Beobachters

Bis zu diesem Punkt haben wir erläutert, wie Zugänge und soziale Beziehungen in der Feldforschung gestaltet werden. Der Begriff der Mitspielkompetenz verweist dabei auf die eigentümliche Ambiguität der sozialen Position des *teilnehmenden Beobachters*. Man möchte schon angesichts dieses schillernden Begriffes fragen: ja was denn nun? Teilnehmen oder Beobachten? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich z. T. in Abhängigkeit vom jeweiligen Feld. So ist eine vollständige Teilnahme in manchen Ethnografien zwangsläufig, etwa in verdeckten Studien oder wenn man sein eigenes Berufsfeld untersucht, in anderen ist sie phasenweise unvermeidlich, etwa weil man situativ für bestimmte Handlangerdienste gefordert wird. Die starke oder schwache Teilnahme sind aber nicht nur eine *Anforderung*, die jeweilige Felder stellen und denen man sich situativ anzupassen hat, sie sind auch zwei gesuchte *Beobachtungsmodi*, zwischen denen die Ethnografin nach Möglichkeit changieren sollte. Man kann die Ambiguität der Rolle eines teilnehmenden Beobachters folgendermaßen systematisieren (siehe Tabelle S. 67).

Eine *starke* Teilnahme gibt exquisite Einblicke in die Binnenperspektive eines Feldes, aber sie geht auch auf Kosten von Aufzeichnungsaktivitäten und analytischen Distanzierungen. Als ständig engagierter Teilnehmer wird der Beobachter daher der Teilnehmer-Perspektive verfallen, im Feld aufgehen und der Forschung verloren gehen. Er verliert die Fähigkeit, Differenzen zu den Selbstbeobachtungen des Feldes zu machen – und auf diese Weise Wissenswertes zu erkennen und anderen mitzuteilen.

Teilnehmende Beobachtung als laufender Registerwechsel

	Starke Teilnahme	Schwache Teilnahme
Vorteil	Guter Einblick in Teilnehmerperspektive	Gute Aufzeichnungsgelegenheiten
Nachteil	Schlechte Aufzeichnungschancen	Äußerliche Beobachtungen ohne Verstehen
Gegenmaßnahme	Analytische Distanzierungen	Involvieren lassen

Geringe Teilnahme-Anforderungen machen das Beobachten und Aufzeichnen dagegen leicht, aber sie können auch dazu verführen, dass der Beobachter dem Geschehen ganz äußerlich bleibt. Was vor sich geht, bleibt ihm in seiner Logik unverständlich und unzugänglich. Stattdessen wird wesentlich das Vorwissen der Ethnografin in das Feld projiziert, ohne dass sich die Beobachtung von der Empirie beeindrucken ließe. In solchen Fällen verharren Forschungsprojekte lernunfähig bei ihren Voreinstellungen. Beobachtungen mit geringer Teilnahme-Anforderung müssen daher u. U. durch Einmischungen angereichert werden, mit denen sich der Ethnograf stärker in das Geschehen verwickeln lässt, um es von innen verstehen zu können. Als bloßer Beobachter wird er eine verständnislose Darstellung liefern.

Den Unterschied zwischen einer stark und einer schwach teilnehmenden Beobachtung kann man sich an einer Situation aus der Ethnografie von Helga Kelle und Georg Breidenstein zur Praxis der Geschlechterunterscheidung unter Schulkindern klarmachen. Sie beobachteten zu zweit während einer Klassenfahrt ein Spiel namens »Knutschpacken«, bei dem Mädchen nur Jungen fangen dürfen und umgekehrt und der oder die Gefangene dann wählen darf, ob ein Handkuss oder Wangenkuss vollzogen werden soll. Die Beobachtung vom Rande aus enthüllte die Regeln des Spiels und bis zu einem gewissen Grad auch die Aufregung, die damit verbunden war. Als Helga Kelle jedoch zum Mitspielen aufgefordert wurde, um das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Mädchen und Jungen auszugleichen, war sie dadurch in die Lage versetzt, grundlegende Erfahrungen mit diesem Spiel in einer Weise zu beschreiben, wie es dem bloß zuschauenden Beobachter nicht möglich gewesen wäre: Das war zunächst die frustrierende Erfahrung *nicht* gejagt zu werden, denn solange niemand hinter einem herläuft, ist man nicht nur nicht drin im Spiel, sondern muss sich auch fragen, ob man nicht attraktiv genug ist, um gejagt zu werden. Wenn man dann gejagt wird, besteht die nächste schwierige Frage darin, ob man sich fangen lässt und schließlich die Wahl der Kussart. Das sind Entscheidungen, von denen man sich in der Situation klarmacht, dass sie von den anderen Beteiligten interpretiert werden und dass sie keineswegs unverfänglich sind. Nun ist natürlich in diesem Beispiel zu beachten, dass die Erfahrung, die eine

erwachsene Ethnografin mit dem Spiel macht, nicht dieselbe ist, wie die der Kinder, dennoch hatte sie ganz andere Einblicke in die handlungspraktischen Vollzüge und die damit verbundenen Erfahrungen als der Beobachter, der vom Rande aus zuschaute.

Teilnehmende Beobachtung heißt, zwischen zwei Registern wechseln zu können, die in Konkurrenz zueinander stehen, aber auch beide unverzichtbar für den ethnografischen Forschungsprozess sind. Dieser steht eben unter den einander widerstrebenden Maximen von Annäherung und Distanzierung: Einerseits muss man sich *dem Prozess überlassen*: Gelegenheiten ergreifen, abwarten, auf der Lauer liegen und den Relevanzen der Teilnehmer folgen. Andererseits muss man *den Prozess gestalten* im Sinne der Präzisierung und Fokussierung der Forschung: Man muss Entscheidungen treffen, sich konzentrieren, auch weglassen und Optionen verwerfen.

Die teilnehmende Beobachtung widerspricht damit zwei Mythen der Entstehung sozialwissenschaftlichen Wissens: dass nur der Außenstehende die nötige Objektivität und emotionale Distanz für eine korrekte Darstellung von Gruppen habe; und dem Mythos, dass nur der Insider das intime Verständnis für eine realitätsgetreue Darstellung haben kann (Merton 1972; Styles 1979). Die Ethnografie besteht wesentlich in einem konstanten Wechsel zwischen interner und externer Perspektive, zwischen Vertrautheit und Fremdheit, einer allmählichen wechselseitigen Durchdringung dieser Sichtweisen. In der Ethnologie spitzt sich diese Problematik in der Frage zu, ob es angemessener ist, wenn Mitglieder einer Gesellschaft selbst deren Ethnografie verfassen oder ob es notwendigerweise Mitglieder anderer Gesellschaften dazu bedarf. Vor dem Hintergrund des Gesagten kann man darauf verweisen, dass diese Frage in dieser Form unbeantwortbar ist, weil weder Nähe noch Distanz an sich eine gute Ethnografie garantieren können. Vielmehr begründet sich die Qualität einer ethnografischen Analyse gerade in einer Doppelbewegung von Annäherung und Distanzierung. Dieser Anforderung haben sich beide Ethnografen, der »einheimische« und der »fremde«, nur von unterschiedlichen Ausgangspunkten zu stellen.

Die verschiedenen Rollen, die Ethnografen in Forschungsbeziehungen einnehmen, werden immer um diese hybride Position des teilnehmenden Beobachters zentriert sein, für die es auch noch andere Begriffe gibt: etwa »professioneller Fremder« (Agar 1980) oder »marginal native« (Freilich 1970). Sie entspricht auch erneut dem, was Georg Simmel vom Fremden sagte: Er ist durchaus Teil einer Gruppe, aber an deren Rand, zugleich innen und außen. Die teilnehmende Beobachtung ist also eine soziale Form der Integration von Fremden in eine Lokalität. Die Aufrechterhaltung einer marginalen Position im Feld bedeutet, gleichzeitig in zwei Welten zu leben. Hammersley/Atkinson (2007: 89) nennen diese Anforderung an die Feldforscherin »managing marginality«. Dies ist, bei aller Bereicherung und Anregung, die Felderfahrungen mit sich bringen, immer auch mit Ambiguitäten und Verunsicherungen verbunden. Viele Ethnografen fühlen sich zwischen gespaltenen Loyalitäten hin- und hergerissen oder empfinden ihre Forschungstätigkeit mitunter als »Verrat« am Feld. Andere kämpfen vehement gegen die sozialisatorischen Einflüsse, die das Feld auf sie

hat und ringen um ihre Identität als Sozialwissenschaftlerin – oder wie man aus den Tagebüchern Malinowskis weiß – auch um die Überzeugungen und Vorurteile, die sie aus ihren Herkunftsländern mitbringen.

In den Forschungsbeziehungen wirken also zwei starke Kräfte gegeneinander: eine Vereinnahmungsdynamik, mit der sich ein Feld des Ethnografen bemächtigt, und der er sich auch freiwillig ausliefert; und eine Trennungsdynamik zugunsten sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion, für die alle sozialen Beziehungen, an denen der Ethnograf für seinen Feldzugang arbeitet, nur *Vehikel* eines Forschungsprojektes sind. Die sozialen Beziehungen des Ethnografen sind gewissermaßen seine primären »Datenträger«. Es ist vor allem dieser soziale Stress, auf dessen Basis forschungsethische Skrupel entstehen.

Insbesondere in längeren Forschungen entstehen in aller Regel auch intimere Formen von sozialen Beziehungen. Aber es ist das Schicksal von Ethnografen, ein oftmals anstrengendes doppeltes Wissensspiel spielen zu müssen und diese Beziehungen immer auch im Sinne sozialwissenschaftlicher Wissensgewinnung zu nutzen. Vor diesem Hintergrund scheinen vor allem Ethnologen auf die schwierigen Bedingungen postkolonialer Ethnografie zu reagieren, indem sie vielfach dazu tendieren, ihre Informantenbeziehungen in Freundschaften umzudeuten und damit das instrumentelle Moment der Ethnografie zu kaschieren. Dies scheint auch eine Form der Bearbeitung der moralischen Skrupel der Feldforscher zu sein.

Einerseits muss es klare Begrenzungen für ihre Neugier und ihre analytischen Interessen geben – etwa einen konsequenten Informantenschutz. Andererseits muss, damit Forschung überhaupt stattfinden kann, auch eine Enthemmung dieser Neugier stattfinden. Nicht einmal ein Interview wäre möglich, wenn man nicht Fragen stellen könnte, die man sonst eher nicht stellen würde. Insofern sind forschungsethische Fragen keine von Zugang und Rapport unabhängigen Probleme. Unsere Skrupel sind innere Zugangswiderstände. Es gehört zu Forschungsbeziehungen dazu, dass gute, selbst freundschaftliche Kontakte, die im Verlauf von Ethnografien entstehen, immer auch sozialwissenschaftlich *genutzt* werden. Gemildert wird dieser Konflikt weniger durch freundschaftliche Umdeutung des Rapports als dadurch, dass Ethnografen auch für Interessen ihrer Informanten oft profitabel sind.

In diesem Sinne sollten forschungsethische Fragen eher nach möglichen Formen der Reziprozität gestellt werden, als die Feldforschung mit starken moralischen Ansprüchen zu belasten. Was kann die Ethnografin selbst geben? Problematisch wird es, wenn ethnografisches Wissen den Feldteilnehmern schaden könnte, weil es etwa die Sicherheitsbehörden auf den Plan ruft oder innerhalb eines eskalierenden Konfliktes instrumentalisiert werden kann. In solchen Fällen gilt es sorgfältig abzuwägen, inwieweit und aus welchen Gründen welches Risiko in Kauf genommen werden kann bzw. vermieden werden sollte. Patentrezepte für solche Situationen gibt es keine.

Wir haben in diesem Kapitel die Konstitution des Feldes betrachtet. Dies ist ein Prozess, der sich nicht nur vor Beginn der Feldforschung abspielt, sondern zum Teil

tief in diese hineinreicht, etwa über die Gestaltung des Feldzugangs durch den Rapport; und es ist auch ein Prozess, der in Interaktion mit dem Feld stattfindet, eine Interaktion und Reaktivität, die sich schon im Begriff des teilnehmenden Beobachters wiederfindet.

Nach einer Weile Feldaufenthalt muss man auch registrieren, wann es Zeit ist, wieder zu gehen – für eine Phase des Rückzugs oder auch für den Abschied vom Feld; entweder wenn man von der Fülle der Erlebnisse überrollt wird und in der Unübersichtlichkeit des Feldes die Forschungsfrage zu verlieren droht, oder wenn die Aufmerksamkeit erlahmt, alles so angenehm vertraut erscheint, alle sozialen Beziehungen konfliktfrei und komfortabel sind, vieles geschieht, ohne dass man das Bedürfnis verspürte, mehr aufzuschreiben als ein nichtssagendes ›Alles wie immer‹. Dann beginnen dem Forschungsprozess die nötigen Distanzierungen vom Feld zu fehlen.

3. Praktiken der Datengewinnung

Auf der Basis etablierter Forschungsbeziehungen lassen sich nun alle möglichen Typen von Daten gewinnen. Wir haben im Kapitel über die Merkmale der Ethnografie bereits festgestellt, dass es sich um eine multimethodische Forschungsstrategie handelt, in deren langandauernden Feldkontakten variantenreiches und umfassendes Datenmaterial anfällt. Es werden vielfältige Dokumente gesammelt oder erzeugt: von den Teilnehmern erstellte Artefakte und Schriftstücke, Interviewdokumente, Konversationsmitschnitte, Videotakes, Beobachtungsprotokolle. Aber auch wenn nur einzelne solcher Abschöpfungsverfahren eingesetzt werden, ist das, was sie zur Ethnografie macht, ihre *Einbettung* in den Kontext einer andauernden teilnehmenden Beobachtung. Beginnen wir daher unsere Übersicht über die Praktiken der Datengewinnung mit der teilnehmenden Beobachtung.

3.1 Teilnehmen und Beobachten

Was ist genau unter Beobachtung zu verstehen? Gelegentlich wird Beobachtung sehr eng aufgefasst, als visuelle Wahrnehmung des ablaufenden Geschehens. Diesem Begriff entgegengesetzt findet sich eine sehr weite kommunikationstheoretische Verwendung, die unter Beobachtung alle Formen systemeigener Prozessierung von Informationen versteht. Beobachtung ist hier dann eine Metapher für den Gebrauch von Unterscheidungen, mit deren Hilfe soziale Systeme Informationen über sich selbst und ihre Umwelt gewinnen (Luhmann 1984: 63).

Der für die Ethnografie relevante Begriff der Beobachtung liegt zwischen der engen und der weiten Verwendungsweise. Beobachtung umfasst zunächst alle Formen der Wahrnehmung unter Bedingungen der Ko-Präsenz: also alle Sinneswahrnehmungen, die sich per Teilnahme erschließen. Beobachten ist also die Nutzung der kompletten Körpersensorik des Forschenden: das Riechen, Sehen, Hören und Erasten sozialer Praxis. Aber auch der *soziale Sinn* der Forscherin, ihre Fähigkeit zu verstehen, zu fokussieren, sich vertraut zu machen, fällt in ihre Aufnahmekapazität. Und schließlich gehört zu einer ethnografischen Beobachtungshaltung auch eine Distanzierung vom sinnlich Erfahrenen, die nach fortlaufender Explikation und Reflexion verlangt. Dies beinhaltet die antrainierte Kompetenz, Situationen quer zu den vordergründigen Relevanzen der Akteure zu lesen und scheinbar Hintergründiges oder Abseitiges ins Zentrum der Beobachtung zu rücken. Vergleicht man die Beobachtung mit dem Interview, so lässt sie sich dadurch charakterisieren, dass die Daten hier erstens zeitgleich mit dem sozialen Geschehen und zweitens aus seiner lokalen Verortung heraus produziert werden. Man gewinnt Informationen ›aus erster Hand‹, aber auch nur aus